

**Title:** Hamburgische Biografie-Personenlexikon

**Format:** Part of book/Partie de livre

**Author:** Kopitzsch, Franklin 1947-; Brietzke, Dirk

**Edition:**

**Publisher Info:** Christians ; Hamburg

**Publication Date:** 2001-2012.

**Article Title:** Guggenheim [Fromet, Joseph, Simon/Simon Wolf]

**G****GRUNWALD, Max**

stand leitender Beamter aus dem rechtsbürgerlichen Lager in seiner Behörde ausgesetzt. Offenbar aus Koalitionsrücksichten bekam Gruenwaldt nur ungenügende Unterstützung von seiner Partei und von der Bürgerschaftsfraktion. Bei seinem Ausscheiden aus dem Amt erhielt er die nach seinem engen Kampfgefährten, Bürgermeister Otto Stolten, benannte Medaille, die höchste Senatsauszeichnung in Hamburg. Die offizielle Trauerfeier 1931 blieb bis heute die letzte öffentliche Ehrung.

LITERATUR Friedrich-Wilhelm Witt, Die Hamburger Sozialdemokratie in der Weimarer Republik. Unter besonderer Berücksichtigung der Jahre 1929/30–33, Hannover 1971 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung 89).  
*Ulrich Bauche*

**GRUNWALD** (ursprünglich Grünewald), Max, geb. 10.10.1871 Zabrze/Oberschlesien (1915–45 Hindenburg/Oberschlesien), gest. 24.1.1953 Jerusalem; isr.; Rabbiner, Volkskundler, Historiker.

Als Rabbiner an der Neuen Dammtor-Synagoge initiierte Max Grunwald, unterstützt von der Hamburger Henry-Jons-Loge, ab 1896 die Gründung der Gesellschaft für jüdische Volkskunde, die zum Ausgangspunkt aller Gründungen jüdischer Museen im 20. Jahrhundert werden sollte.

An der Breslauer Universität wurde Grunwald nach dem Studium der Philosophie 1892 mit einer Arbeit über Spinoza promoviert; gleichzeitig besuchte er das dortige Jüdisch-Theologische Seminar, wo er Mitarbeiter des Historikers Heinrich Graetz (1817–91) wurde. 1895 an die gerade eingeweihte Neue Dammtor-Synagoge in Hamburg berufen, war er als liberaler Rabbiner aufgeschlossen gegenüber allen Gegenwartsfragen. Zugleich sah er in der traditionellen jüdischen Volkskultur ein Bindeglied zu einer verloren gegangenen oder zumindest durch die Assimilation weitgehend überdeckten Vergangenheit. Der Öffentlichkeit aber sollte durch die Sammlungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde der Beitrag der Juden zur gemeinsamen europäischen Kultur verdeutlicht werden. Neben der Sammlungstätigkeit kümmerte Grunwald sich um die fotografische Erfassung bedeutender Objekte. Auf ihn geht auch die Inventarisierung der Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Altona zurück. Außer der Volkskunde befasste er sich mit der Geschichte der Hamburger Dreigemeinde.

1903 ging Grunwald als Rabbiner an die israelitische Kultusgemeinde Wien, wo er bis 1930 amtierte. Hier setzte er in führenden Gremien seine engagierte Arbeit fort, so als Herausgeber der »Mitteilungen der jüdischen Volkskunde« (1897–1922) sowie der »Jahrbücher der jüdischen Volkskunde« (ab 1923). Nach dem Anschluss Österreichs unter den Nationalsozialisten 1938 emigrierte Grunwald nach Palästina. Bis zu seinem Tod wirkte er in diversen Gesellschaften und Stiftungen zur Rekonstruktion der jüdischen Kultur mit.

WERKE Spinoza in Deutschland, Berlin 1897 [Nachdruck Aalen 1986]; Die Portugiesengräber auf deutscher Erde. Beiträge zur Kultur- und Kunstgeschichte, Hamburg 1902; Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811, Hamburg 1904; Die Hygiene der Juden. Im Anschluß an die Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911, Dresden 1911.

LITERATUR Christoph Daxelmüller, Die »Gesellschaft für jüdische Volkskunde« in Hamburg, in: Arno Herzog (Hg.) in Zusammenarbeit mit Saskia Rohde, Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »400 Jahre Juden in Hamburg«, Hamburg 1991, S. 361–382. *Arno Herzog*

**GUGENHEIM, Fromet**, verh. Mendelssohn, geb. 6.10.1737 Hamburg; gest. 5.3.1812 Altona; isr.; Hausfrau, Geschäftsfrau.

Durch Vermittlung des Arztes Emmerich Gumpertz (1723–69) lernte Fromet Gugenheim 1761 in Hamburg den Philosophen Moses Mendelssohn (1729–86) kennen, den sie am 22. Juni 1762 in Berlin heiratete. Als ältestes Kind des Hamburger Kaufmanns Abraham Gugenheim war sie, wie Mendelssohn seinem Freund Gotthold Ephraim Lessing mitteilte, ohne Vermögen, weder schön noch gelehrt. Während der Brautzeit spornte Moses Mendelssohn sie an, ihre Bildung zu vervollkommen, und besorgte ihr den besten Sprachlehrer Hamburgs, den Übersetzer und Verleger Johann Joachim Christoph Bode (1730–97). Die Brautzeit ist dokumentiert durch den regen Briefwechsel, den beide während dieser Zeit führten, von dem aber nur die Briefe Mendelssohns überliefert sind. Aus ihnen wird deutlich, dass es sich um eine echte Liebesbeziehung handelte, die mit den jüdischen Konventionen brach. So verzichtete das Paar auf einen Ehevertrag. Die Eheschließung verzögerte sich, da Mendelssohn für seine Frau erst

Frome

von Kön  
Berlin er  
met sich  
und 1782  
Töchter  
(Joseph,  
reichten  
sie sich  
besucht  
nahm d  
Schrifts  
aters Jo  
am kult  
den deu  
1774 un  
frühen  
zwölf J  
kehrte  
tigen Sy  
und M  
anferti  
blieb il  
brachte  
Bankier  
der nap  
rend di  
mets, d  
(1809–4  
wurde  
discher  
gesetz



Fromet Gugenheim

von König Friedrich II. das Niederlassungsrecht für Berlin erwirken musste. Als Ehefrau kümmerte Fromet sich um die Erziehung der zehn zwischen 1763 und 1782 geborenen Kinder, von denen aber nur drei Töchter (Brendel, Reda, Henriette) und drei Söhne (Joseph, Abraham, Nathan) das Erwachsenenalter erreichten. Bei Abwesenheit ihres Mannes kümmerte sie sich auch um die Geschäftskorrespondenz. Sie besuchte leidenschaftlich gern das Theater und nahm durch ihre Kontakte zu Lessing und dem Schriftsteller und Direktor des Berliner Nationaltheaters Johann Jakob Engel (1741–1802) regen Anteil am kulturellen Leben Berlins. Ihre Interessen werden deutlich aus den wenigen Briefen der Jahre 1773, 1774 und 1775, die von ihr erhalten sind. Nach dem frühen Tod ihres Mannes (1786) lebte sie zunächst zwölf Jahre von 1787 bis 1800 in Neustrelitz und kehrte dann nach Altona zurück, wo sie 1805 der dortigen Synagoge einen Tora-Vorhang stiftete, den sie und Moses Mendelssohn 1774/75 in Berlin hatten anfertigen lassen. Während ihrer 26 Witwenjahre blieb ihr Haus der Mittelpunkt der Familie. Hier brachte vorübergehend auch ihr ältester Sohn, der Bankier Joseph Mendelssohn (1770–1848), während der napoleonischen Kriege seine Familie unter. Während dieser Zeit wurde der berühmteste Enkel Fromets, der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809–47), geboren. Am 5. März 1812 verstorben, wurde Fromet Mendelssohn am 8. März auf dem jüdischen Friedhof an der Königstraße in Altona beigesetzt.

LITERATUR Moses Mendelssohn, Brautbriefe. Mit einer Einführung von Ismar Elbogen, Berlin 1936; Eva J. Engel, Fromet Gugenheim, in: Arno Herzig (Hg.) in Zusammenarbeit mit Saskia Rohde, Die Juden in Hamburg 1590 bis 1990. Wissenschaftliche Beiträge der Universität Hamburg zur Ausstellung »Vierhundert Jahre Juden in Hamburg«, Hamburg 1991, S. 227–235; Hermann Simon, Ein von Moses Mendelssohn gespendeter Toravorhang in der Altonaer Synagoge, in: ebd., S. 277–282. Arno Herzig

**GUTSCHOW**, Konstanty, geb. 10.12.1902 Hamburg, gest. 8.6.1978 ebd.; Architekt, Städteplaner.

Nach Fritz Schumacher hat kein anderer Architekt Hamburgs Grundstrukturen so prägen können wie Konstanty Gutschow, der in den Jahren des Nationalsozialismus weitestgehende Planungshoheit in seiner Heimatstadt erlangte.

Im Anschluss an den Besuch des Johanneums in Hamburg hatte Gutschow zunächst in Danzig, dann in Stuttgart bei Paul Bonatz und Paul Schmitthenner Architektur studiert. Während des Studiums absolvierte er ein Praktikum in Hamburg auf der Baustelle des Chilehauses und arbeitete an einem Buchmanuskript zum Norddeutschen Backsteinbau. 1926 erhielt er in Stuttgart das Abschlussdiplom, 1928 legte er dort die zweite Staatsprüfung (Regierungsbaumeister) ab. In diesem Jahr entstand nach Gutschows Entwurf ein Großwohnhaus in Stellingen. Er beteiligte sich seit 1927 mit Erfolg an Wettbewerben und Ausschreibungen und war, nach kurzfristiger Mitarbeit bei Fritz Höger und im Entwurfsbüro von Fritz Schumacher, von 1928 bis 1929 im Stadtplanungsamt Wandsbek tätig, bevor er sich als Architekt selbstständig machte. Nach 1930 änderten sich Gutschows architektonische und städtebauliche Vorstellungen: War er bislang eher den Ansätzen des Neuen Bauens verpflichtet gewesen (Entwurf des Turmhauses für die Lombardsbrücke), so näherten sich seine Arbeiten nun der konservativ orientierten Stuttgarter Schule an. Zugleich ist eine Tendenz zur Systematisierung städtebaulicher und grundrissypologischer Probleme zu erkennen. Als 30-Jähriger realisierte er den Bau von 36 Häusern einer Stadtrandsiedlung in Hamburg-Horn. Gutschow trat dem «Kampfbund der Deutschen Architekten und Ingenieure» bei und plante 1933/34 die Sanierung von Altona, die auch nationalsozialistischen Vorstellungen von Modernisierung und Disziplinierung